8. Jahrgang • Nr. 5 • Berlin, 1. März 1944
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

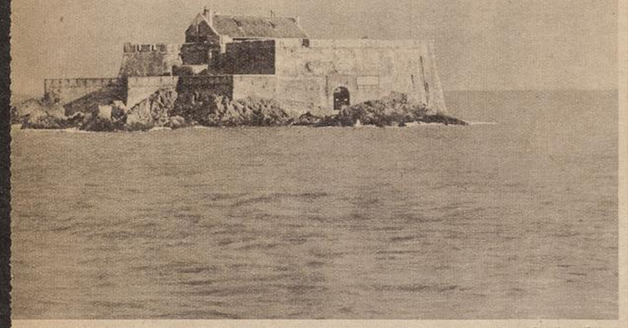
HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMAN[illegible]HRMACHT

Vor dem Aufbruch ins Niemandsland!
Der Gruppenführer gibt seinen Pionieren die letzten Anweisungen, wo die Tretminen, die jetzt noch friedlich in den Verschlägen ruhen, verlegt werden müssen
PK-Aufnahme: Kriegsberichter Bergmann (Sch.)

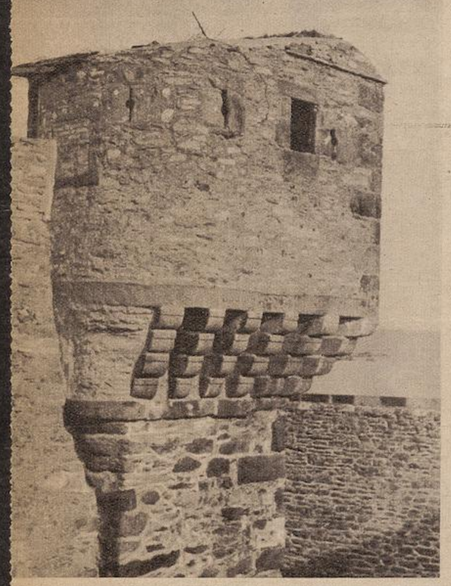
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0039

gefördert durch
Baden-Württemberg

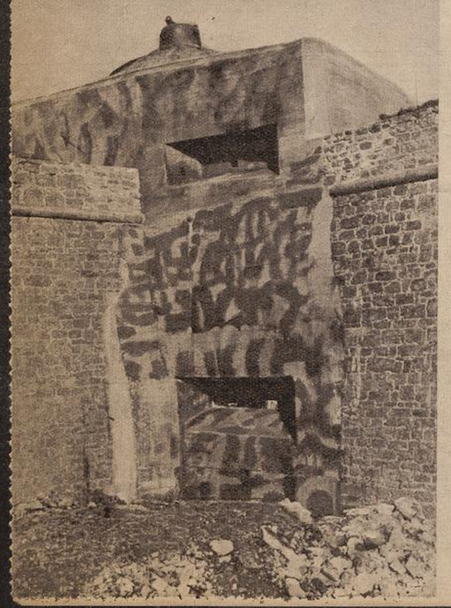


Ein altes Vauban-Fort. Trotzig steht es auf dem schmalen Felsen, wie eine feste Buhne ins Meer vorgeschoben, bereit, allen Angriffen von See her die erste Kraft zu nehmen



So baute Vauban –

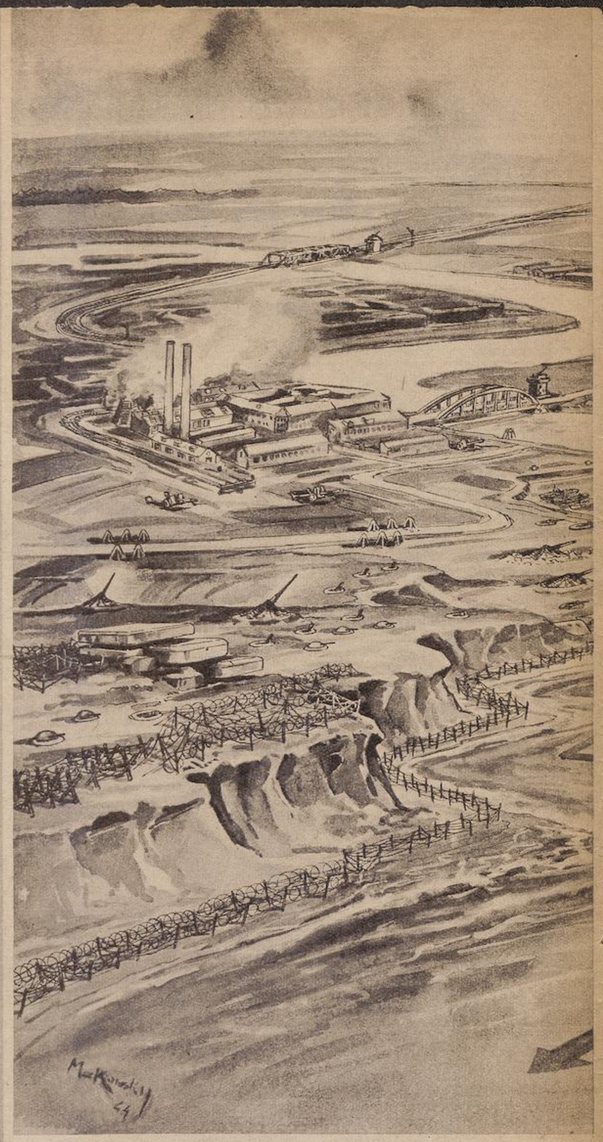
Seit England als politische Macht in die Weltgeschichte eingetreten ist, sind die europäischen Küsten seinen Überfällen ausgesetzt. Um alle Gefahren von See her zu bannen, befahl Ende des 17. Jahrhunderts Ludwig XIV. seinem Festungsbaumeister Vauban, die Atlantikküste durch einen Wall fester Werke zu sichern. Vauban schuf einen Festungsgürtel, der zu seiner Zeit unüberwindlich schien. Daß seine Bauten strategisch richtig angelegt waren, beweist die Tatsache, daß sich der deutsche Atlantikwall noch ihrer bedienen konnte. Ein gewaltiger Sprung in der Entwicklung der Kriegstechnik wurde trotzdem in den letzten zweieinhalb Jahrhunderten getan. Damals der französische Marschall Vauban — heute der geniale Festungsbaumeister Europas: Fritz Todt. Die Methoden haben sich gewandelt. Die Aufgaben wurden größer und gewaltiger. Beide große Baumeister aber dienten einem gemeinsamen Ziele: Europa vor England zu schützen.



– und so Fritz Todt

Mitte und unten: Elegant thront der Vauban-Wehrturm auf der alten Festungsmauer, über die sich einige Meter weiter ein dreistöckiger Betonriese des neuen Atlantikwalles als feuerspeiender Grabstein der anglo-amerikanischen Invasionshoffnungen erhebt

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Weber



Gepanzerte Küste

5 km TEILSTÜCK ATLANTIKWALL

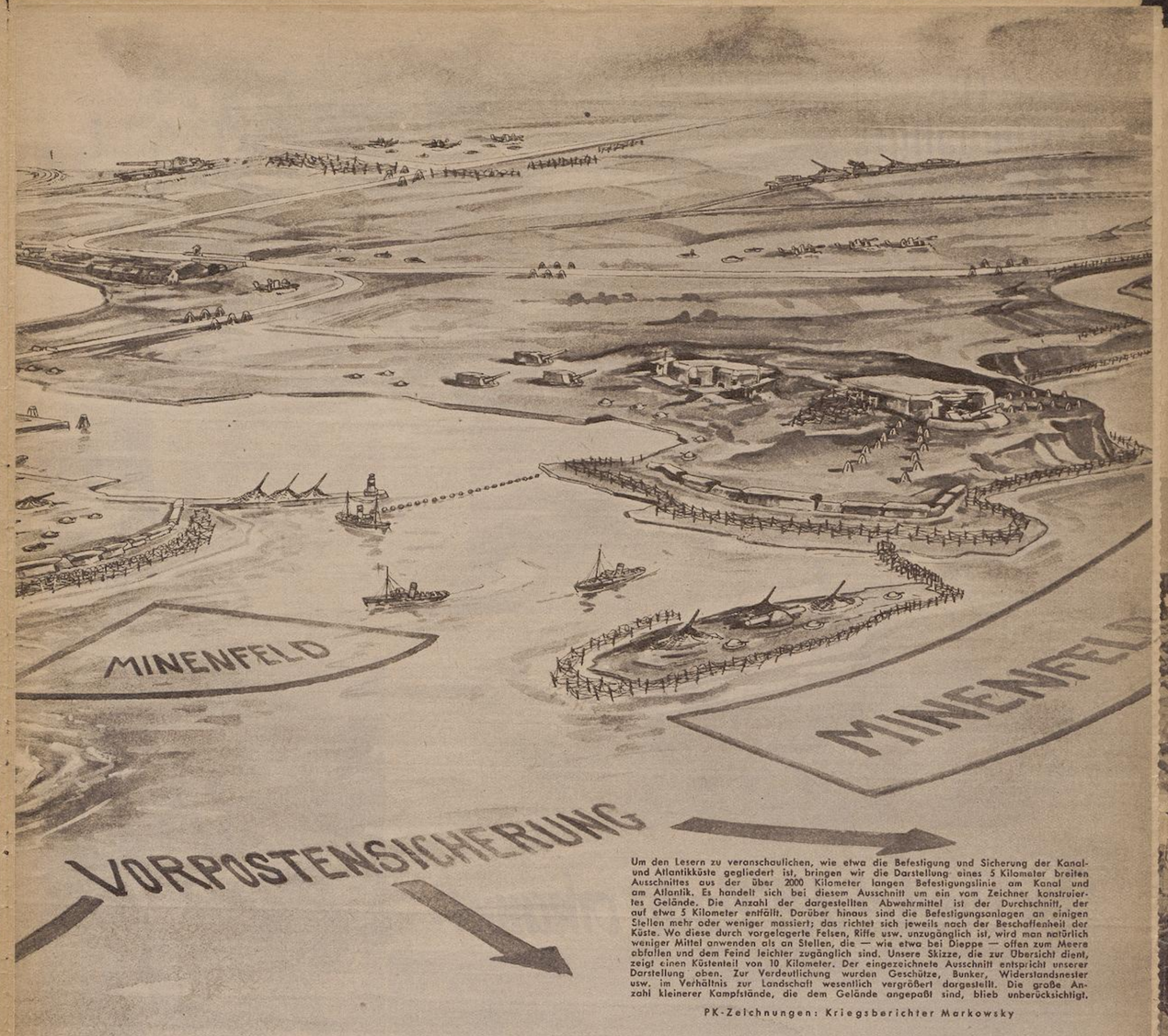
Im Laufe der Geschichte sind wiederholt Invasionen durchgeführt worden, besonders der hundertjährige Krieg Englands gegen Frankreich war eine ins Uferlose ausgeweitete Invasion. Seine Kolonialerwerbungen hat Großbritannien ebenfalls mit Hilfe von „Amphibienunternehmen" durchgeführt. Aus dem Weltkrieg sind die Unternehmen bei Gallipoli und Saloniki bekannt, bei denen zwar die Landung glückte, jedoch der Anfangserfolg nicht zu einer Invasion ausgeweitet werden konnte. In diesem zweiten Weltkrieg können die Japaner auf eine Reihe von Landungen und Invasionen zurückblicken, die ihnen strategisch wichtige Schlüsselstellungen im Südpazifik einbrachten. Auch die Besetzung Norwegens im Frühjahr 1940 durch unsere Streitkräfte war ein Invasionsunternehmen, das uns mit berechtigtem Stolz erfüllte.

Wir wissen, daß der Feind eine entscheidende Wendung dieses Krieges — nachdem alle anderen Mittel versagen — nun durch eine Invasion, die zu einem unmittelbaren Eingriff in unsere Lebenszentren führen müßte, erreichen will. Mit dieser Entwicklung wurde frühzeitig gerechnet, und deshalb sind die durch uns besetzten Küsten bekanntlich nach den Grundsätzen neuzeitlicher Befestigungstechnik ausgebaut worden.

Die Sicherung der Seefront obliegt den Seestreitkräften. Leichte Seestreitkräfte, Vorpostenboote, Minensuchboote und U-Boot-Jäger sichern das Küstenvorfeld, Minensuchboote und Räumboote ebnen der eigenen Schiffahrt den Weg, während ausgedehnte Minenfelder fremden Kriegsfahrzeugen das Ansteuern der Küste erschweren. Die Häfen werden durch Hafenschutzboote, Netzsperren, Torpedobatterien und Marineartillerie geschützt. Die Küste ist bis tief in das Land hinein mit einem Netz von Befestigungsanlagen modernster Art durchzogen. Besonders gefährdete Stellen sind mit Panzermauern, Drahthindernissen und ausgedehnten Minenfeldern verseucht, zwischen denen sich Geschützstände aller Art befinden: Vielstöckige Bunker, Batterien mit hebbaren Panzerkuppen, mit Steilfeuer- und Flachbahngeschützen, mit Flak und Pak, mit Zwillings- und Vierlingsmaschinengewehren, mit bombensicheren Gefechtsständen, Mannschaftsräumen und Munitionslagern. An der 2100 Kilometer langen Küste am Kanal und Atlantik sind für die Befestigungsbauten nicht weniger als 9,3 Millionen Kubikmeter Beton hineingebaut, und mehr als 6000 Geschütze vom mittleren bis zum schwersten Kaliber recken ihre Rohre dem Feinde entgegen. Auf 10 Kilometer an der Kanal- und Atlantikküste stehen nicht weniger als 28 schwere Geschütze aller Kaliber, wobei die leichteren Waffen, wie Pak und Fla-Maschinenwaffen, nicht eingerechnet sind.

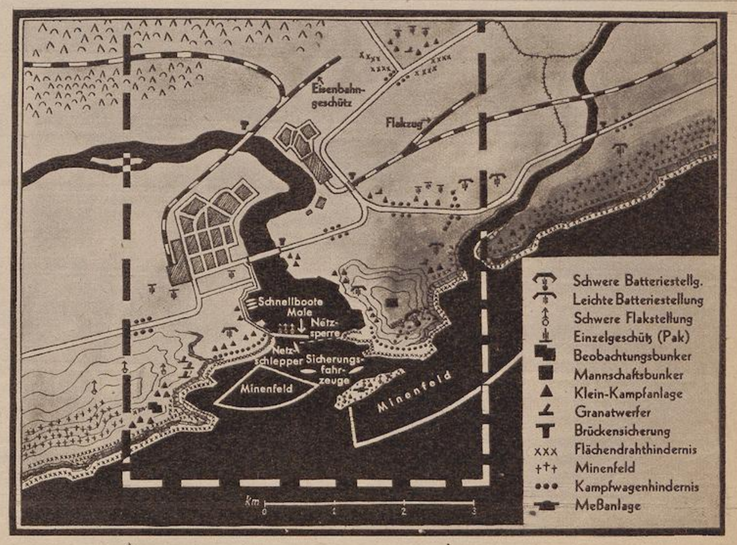
Sollte es dem Angreifer dennoch auf Grund unvorhergesehener Ereignisse gelingen, irgendwo an der Küste Fuß zu fassen und, unterstützt von seinen See- und Luftstreitkräften, in den Befestigungsgürtel einzudringen, so hat er damit noch lange nicht alles gewonnen. Denn nun gilt es für ihn, den Nachschub zu sichern. Menschen und Material, Panzerwagen, Munition und Verpflegung müssen auf dem Seewege herangebracht werden. Dagegen hat der Verteidiger die Möglichkeit, seine Luft- und Seestreitkräfte einzusetzen und seine örtlichen und Abschnittsreserven in den Kampf zu werfen und den Angreifer im Gegenschlag auf schmalstem Raum zusammenzudrängen, solange dieser noch nicht über genügend Menschen und Material verfügt. Sollte auch dieser Stoß pariert werden, so steht den Gelandeten der Kampf um die rückwärtigen Anlagen, der in die Tiefe gestaffelten Befestigungsanlagen, bevor. Es wird immer so viel Zeit kosten, daß der Verteidiger seine strategischen Reserven heranführen kann, um im planmäßigen Gegenangriff die Invasionstruppen zumindest zu verhindern, daß die Landung sich zu einer Invasion ausweitet. Die Eingreifreserven setzen sich aus Truppen zusammen, die an allen Fronten erprobt sind und Kampferfahrungen sammeln konnten. Sie sind durch intensive Ausbildung auf ihre Aufgabe vorbereitet. Ihr Standort ist so gewählt, daß sie in kürzester Zeit in den gefährdeten Küstenraum transportiert werden können.

Oblt. Walter Köhler



Um den Lesern zu veranschaulichen, wie etwa die Befestigung und Sicherung der Kanal- und Atlantikküste gegliedert ist, bringen wir die Darstellung eines 5 Kilometer breiten Ausschnittes aus der über 2000 Kilometer langen Befestigungslinie am Kanal und am Atlantik. Es handelt sich bei diesem Ausschnitt um ein vom Zeichner konstruiertes Gelände. Die Anzahl der dargestellten Abwehrmittel ist der Durchschnitt, der auf etwa 5 Kilometer entfällt. Darüber hinaus sind die Befestigungsanlagen an einigen Stellen mehr oder weniger massiert; das richtet sich jeweils nach der Beschaffenheit der Küste. Wo diese durch vorgelagerte Felsen, Riffe usw. unzugänglich ist, wird man natürlich weniger Mittel anwenden als an Stellen, die — wie etwa bei Dieppe — offen zum Meere abfallen und dem Feind leichter zugänglich sind. Unsere Skizze, die zur Übersicht dient, zeigt einen Küstenteil von 10 Kilometer. Der eingezeichnete Ausschnitt entspricht unserer Darstellung oben. Zur Verdeutlichung wurden Geschütze, Bunker, Widerstandsnester usw. im Verhältnis zur Landschaft wesentlich vergrößert dargestellt. Die große Anzahl kleinerer Kampfstände, die dem Gelände angepaßt sind, blieb unberücksichtigt.

PK-Zeichnungen: Kriegsberichter Markowsky



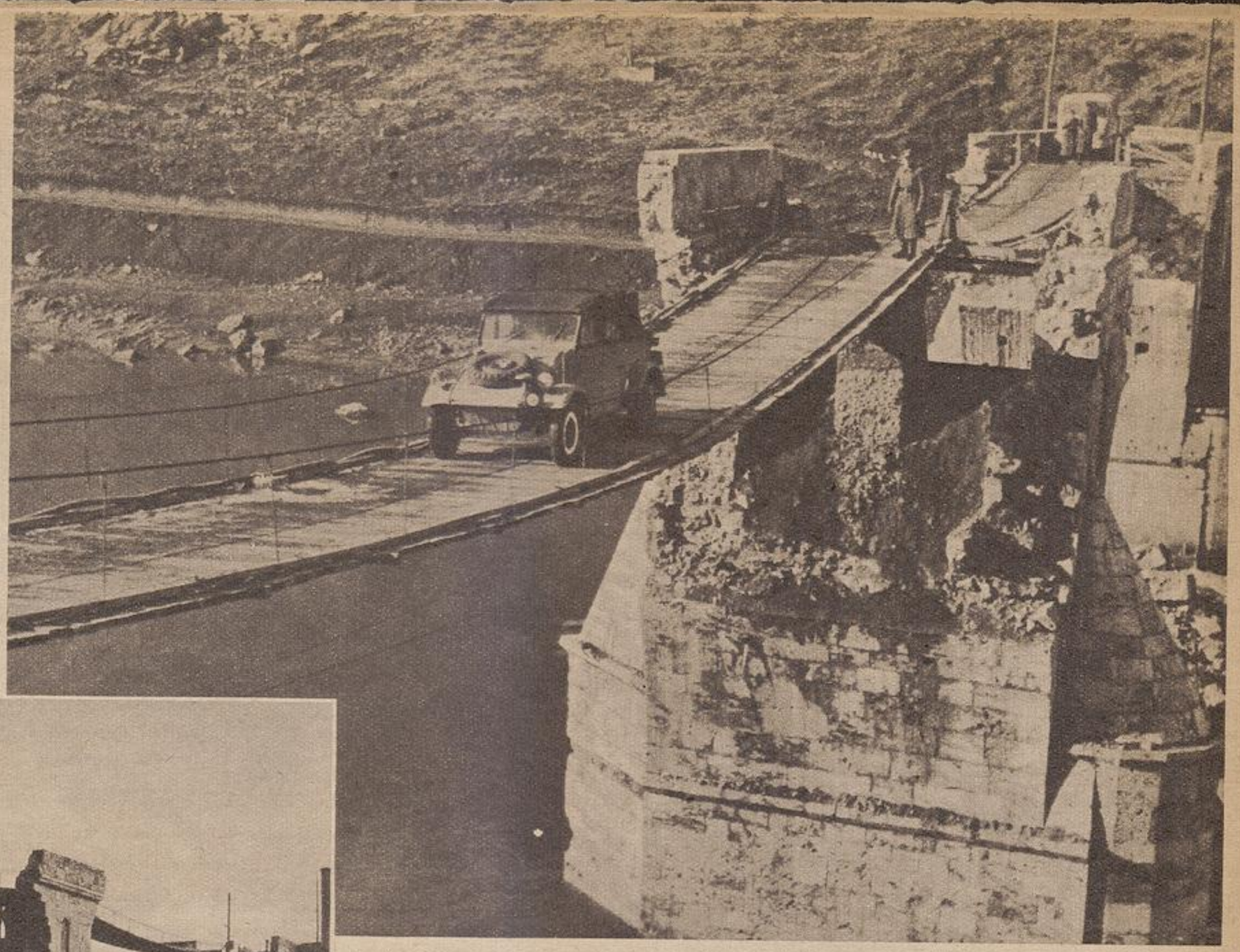
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

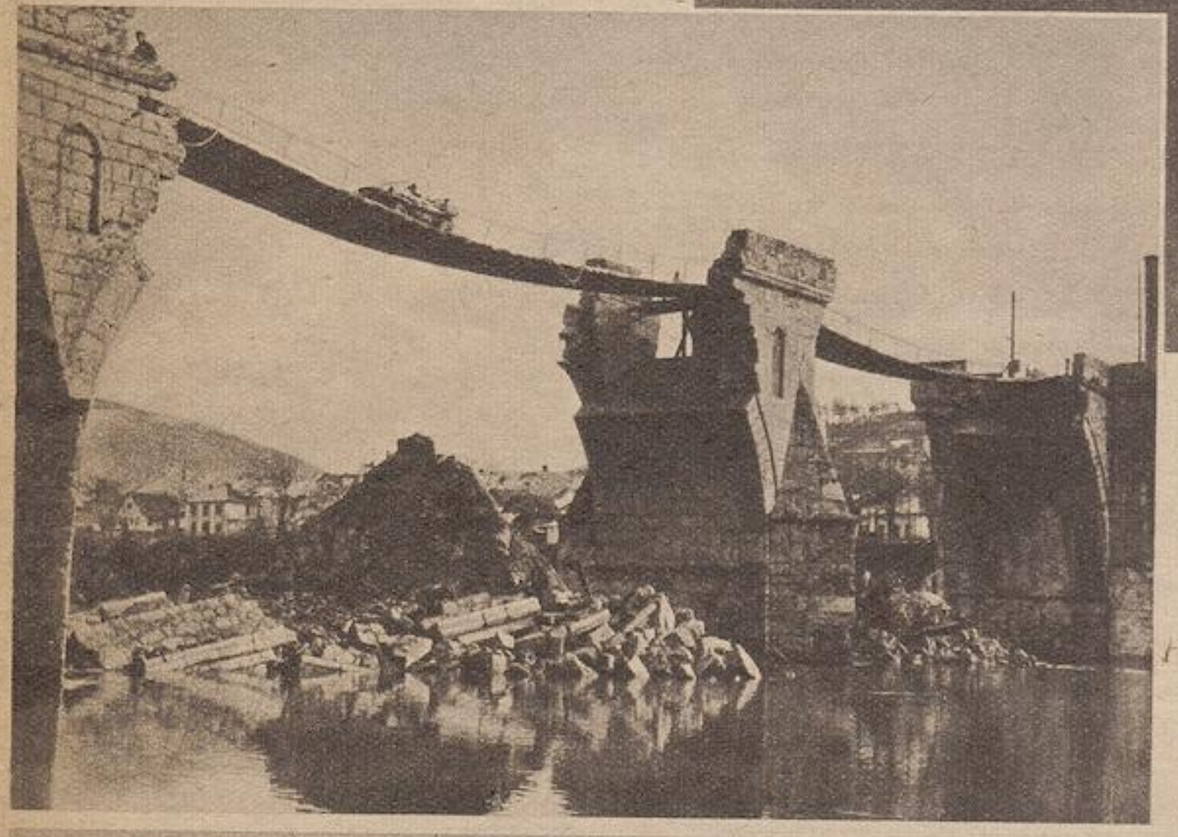
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0040

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die aufgehängte STRASSE

Als sich in den vergangenen Wochen deutsche Truppen in schnellem Vorstoß den Unterschlüpfen einer bolschewistischen Bande in den bosnischen Bergen näherten, zerstörten diese, um der drohenden Vernichtung zu entgehen, alle an den deutschen Anmarschwegen liegenden Brücken. Ein Heeres-Pionierregiment war in kürzester Zeit zur Stelle und sorgte durch hervorragenden Einsatz dafür, daß die Banditengruppe trotz allem nicht der Vernichtung entging. In wenigen Tagen gelang es den Pionieren, die zerstörten Übergänge, unter denen sich längere Brücken über tiefe Schluchten und Flüsse befanden, wiederherzustellen





In der Nähe einer kleinen bosnischen Stadt sprengten die bolschewistischen Banditen eine schwere Steinbrücke. Ihr Zustand bot kaum die Möglichkeit einer Wiederherstellung. Trotzdem wußen unsere Pioniere auch hier Rat. In kürzester Zeit verband eine Hängebrücke die beiden Ufer miteinander, und über die Trümmer des zerstörten Bauwerkes rollte wieder der Verkehr leichter Fahrzeuge

PK-Aufnahmen:
SS-Kriegsberichter Fink

Im Dunkel der Nacht erkannt

So fing es an! Die Horchposten erkannten in dunkler Nacht einen sowjetischen Stoßtrupp, der sich den Stellungen des Grenadierregiments näherte. In den Gräben erwachte ein gespenstisches Leben. Melder rasten zu den Kampfständen, Leuchtkugeln zischten hoch, das Sperrfeuer der Infanteriegeschütze anzufordern. Ehe der Spuk noch recht begonnen, war er zu Ende. Im zusammengefaßten Abwehrfeuer blieb der sowjetische Stoßtrupp liegen! Und so endete es! (Bild oben.) Verwundete bolschewistische Gefangene, deren Angst nun in freudiges Erstaunen wechselt, werden von einem deutschen Arzt behandelt

PK-Aufnahmen:
Kriegsberichter Pospischil (H. H.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0041

gefördert durch
Baden-Württemberg

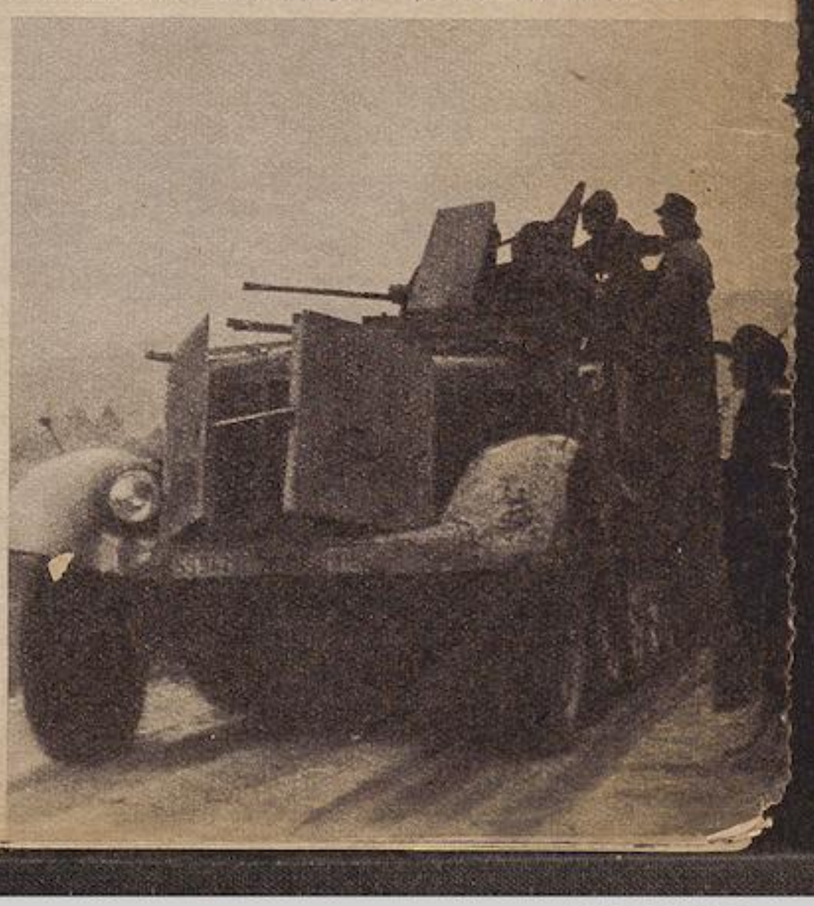
Banditen-Friedhof Karst

Keinen Tag sind die bolschewistischen Banditen im bosnischen Bergland in Sicherheit. Überall — auch in den entferntesten Schlupfwinkeln — erscheinen deutsche Gebirgsjäger, räuchern die Nester aus und legen den Munitions- und Verpflegungsnachschub lahm. Selbst auf der Flucht werden die Banditen noch von den deutschen Waffen gefaßt. Auf der steinigen Straße, die zu den sicheren Unterschlupfen im Gebirge führen sollte, hielt der Tod blutige Ernte (Bild links).

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Kirsche (H. H.)

In mühseligen Märschen bleiben die Gebirgsjäger in den Steinwüsten dem Feind stets auf der Spur

Diesem auf der Flucht erschossenen Banditen rutschte noch im Fallen eine kommunistische Propagandaschrift aus der Tasche. — Überall, wo schwere Waffen gebraucht werden, ist motorisierte Vierlingsflak zur Stelle. Unter ihrem sicheren Feuerschutz vollziehen sich die Angriffe der Gebirgsjäger auf die Bandennester



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0042

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Kamera flog mit

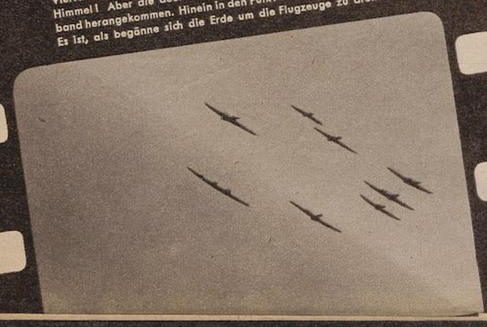
In England gilt ein Angriffsflug gegen Deutschland zu dem Schwersten, was man von einem Soldaten in diesem Kriege fordern kann. Mit Recht. Der Himmel über Deutschland speit Feuer, Tod und Verderben. In den Flugzeugen, die sich den anfliegenden Terrorverbänden entgegenwerfen, sitzen tollkühne junge Männer, Besessene, denen die Heimat jede Sekunde das Höchste wert ist. Unter den Waffen ihrer Maschinen wird der Flugweg der Bomber zu einer „Straße des Todes". Die letzten Großverluste der Anglo-Amerikaner beweisen es.

Aufnahmen: Luftwaffe und Deutsche Wochenschau

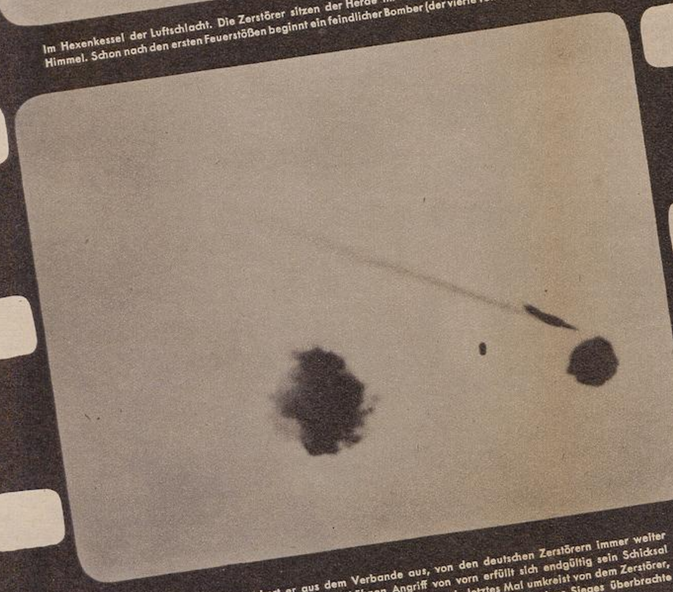
Dem Feind, der Schlacht entgegen! Von überall rasen Jäger und Zerstörer mit höchster Fahrt in die gefährdeten Lufträume

Da sind sie! In dichtgeschlossenem Verband nähern sich die anglo-amerikanischen Bomber in großer Höhe der deutschen Grenze

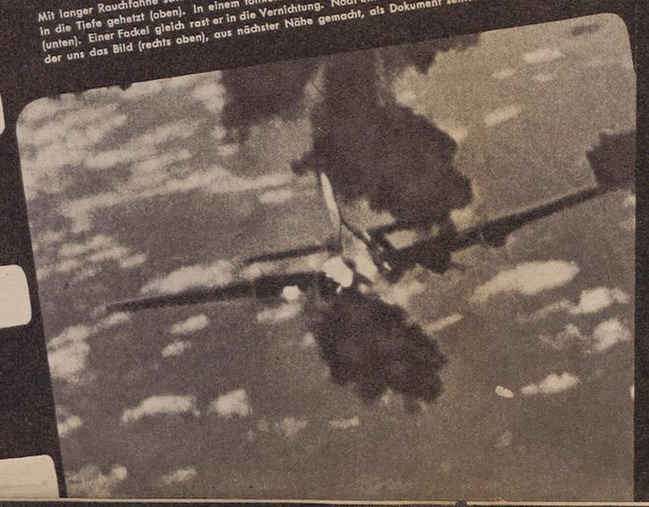
Vierfache Kondensstreifen, Standarten des Mordes am deutschen Himmel! Aber die deutschen Zerstörer sind an den Feindverband herangekommen. Hinein in den Pulk! Die Kurbelei beginnt. Es ist, als begänne sich die Erde um die Flugzeuge zu drehen

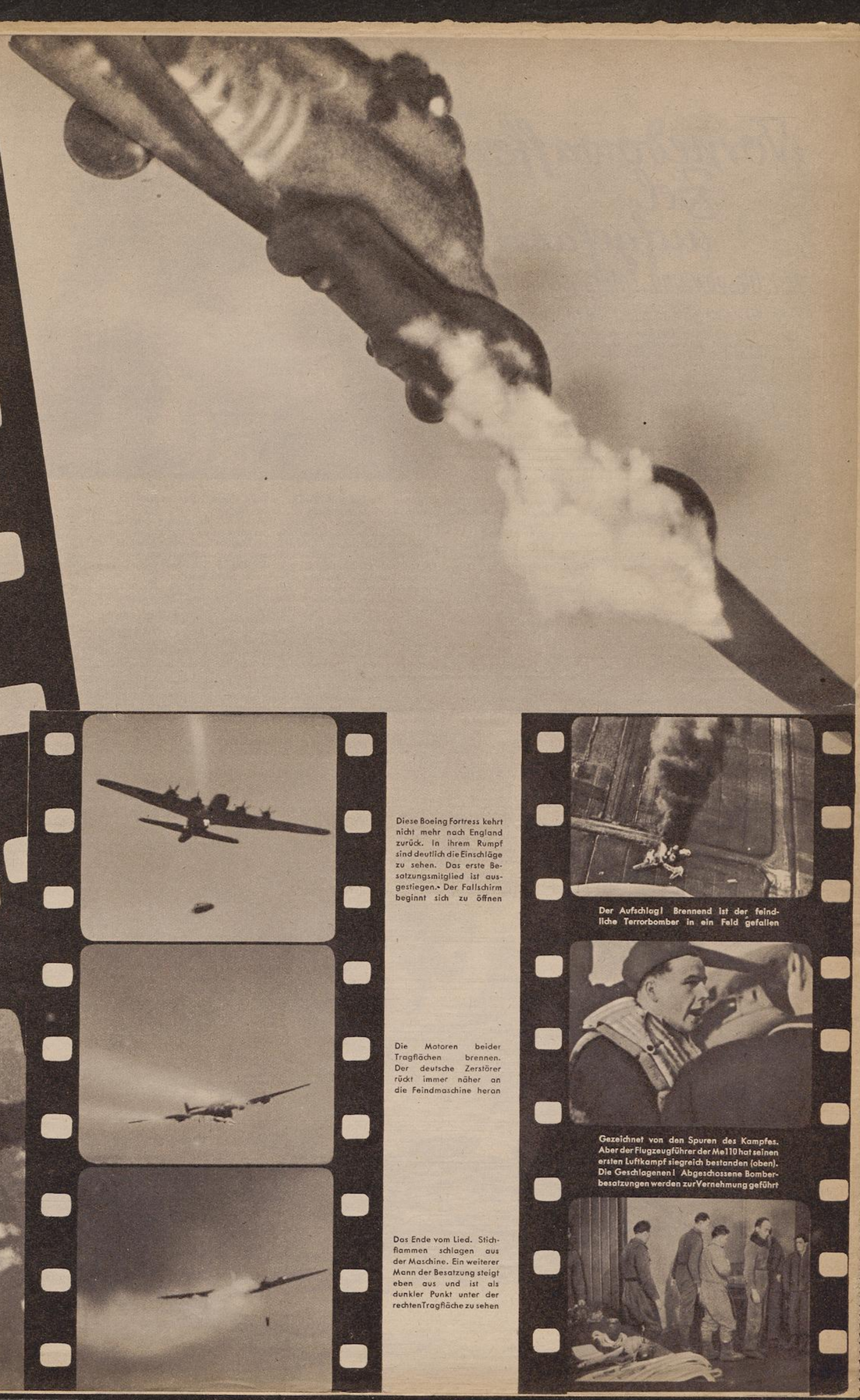


Im Hexenkessel der Luftschlacht. Die Zerstörer sitzen der Herde im Nacken. Der Tod braust durch den Himmel. Schon nach den ersten Feuerstößen beginnt ein feindlicher Bomber (der vierte von oben) zu brennen



Mit langer Rauchfahne schert er aus dem Verbande aus, von den deutschen Zerstörern immer weiter in die Tiefe gehetzt (oben). In einem tollkühnen Angriff von vorn erfüllt sich endgültig sein Schicksal (unten). Einer Fackel gleich rast er in die Vernichtung. Noch ein letztes Mal umkreist von dem Zerstörer, der uns das Bild (rechts oben), aus nächster Nähe gemacht, als Dokument seines Sieges überbrachte





Diese Boeing Fortress kehrt nicht mehr nach England zurück. In ihrem Rumpf sind deutlich die Einschläge zu sehen. Das erste Besatzungsmitglied ist ausgestiegen. Der Fallschirm beginnt sich zu öffnen

Die Motoren beider Tragflächen brennen. Der deutsche Zerstörer rückt immer näher an die Feindmaschine heran

Das Ende vom Lied. Stichflammen schlagen aus der Maschine. Ein weiterer Mann der Besatzung steigt eben aus und ist als dunkler Punkt unter der rechten Tragfläche zu sehen

Der Aufschlag! Brennend ist der feindliche Terrorbomber in ein Feld gefallen

Gezeichnet von den Spuren des Kampfes. Aber der Flugzeugführer der Me 110 hat seinen ersten Luftkampf siegreich bestanden (oben). Die Geschlagenen! Abgeschossene Besatzungen werden zur Vernehmung geführt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0043

gefördert durch
Baden-Württemberg

„Torpedowaffe – Ziel aufgefasst!"

Mit „Glasgow" und „Enterprise" im Gefecht

Von Kriegsberichter Josef Lagemann

Ein Bericht über den Kampf deutscher Zerstörer und Torpedoboote gegen stark überlegene englische Kreuzer in der Biskaya von Bord eines Zerstörers, der Seite an Seite mit dem gesunkenen deutschen Zerstörer kämpfte.

In Dwarslinie, zu breitem Aufklärungsstreifen auseinandergezogen, steuern unsere Zerstörer und Torpedoboote nach Erfüllung der gestellten Aufgabe dem Einsatzhafen entgegen.

„Vom Mastausguck: Eine Rauchfahne und ein Mast — zwei Schiffe — backbord achteraus" meldet der Mann im Krähennest des am weitesten nördlich fahrenden Zerstörers dem Kommandanten, der im dicken Fellmantel seit Beginn der Unternehmung auf der Brücke steht. „Alarm!" Die Signalgasten haben alle Hände voll zu tun, die Beobachtung an die anderen Boote durchzugeben.

Aus Rauchfahne und Mast werden Schiffe, feindliche Kriegsschiffe. Wie aus dem Meer aufgetaucht, sind sie plötzlich ganz zu erkennen. „Ein Kreuzer der Glasgow-Klasse und zwei heranliegende Zerstörer", ruft der Kommandant seinem AO. zu, greift erneut zum Glase, und da wird aus den vermeintlichen zwei Zerstörern der englische Kreuzer „Enterprise". Beidseitiges Ranliegen vermindert den Abstand zusehends.

Die Rohre des Zerstörers schwenken nach den gemessenen Werten. Da blitzt es auf der „Glasgow" vorn und achtern gleichzeitig auf. Der Gegner hat das Gefecht eröffnet.

„Torpedowaffe Ziel aufgefaßt, klar zum Schuß!" — „. . . fächer, Feuererlaubnis!" Zischend verlassen die Aale die Rohre. Wie beim Startsprung eines Schwimmwettkampfes huschen die dunklen Schatten über die Bordwand und tauchen in die brodelnden Wellenberge. Und während die Torpedos sich auf den Gegner zuwühlen, peitscht die Artillerie ihren Gegengruß hinüber.

Jetzt greift auch der zweite Kreuzer in das Gefecht ein. Zwei, drei weiße Fontänen wachsen zwischen den gelblichen, verhältnismäßig kleinen Aufschlägen der „Glasgow" auf, die anscheinend mit Bodenzündern schießt.

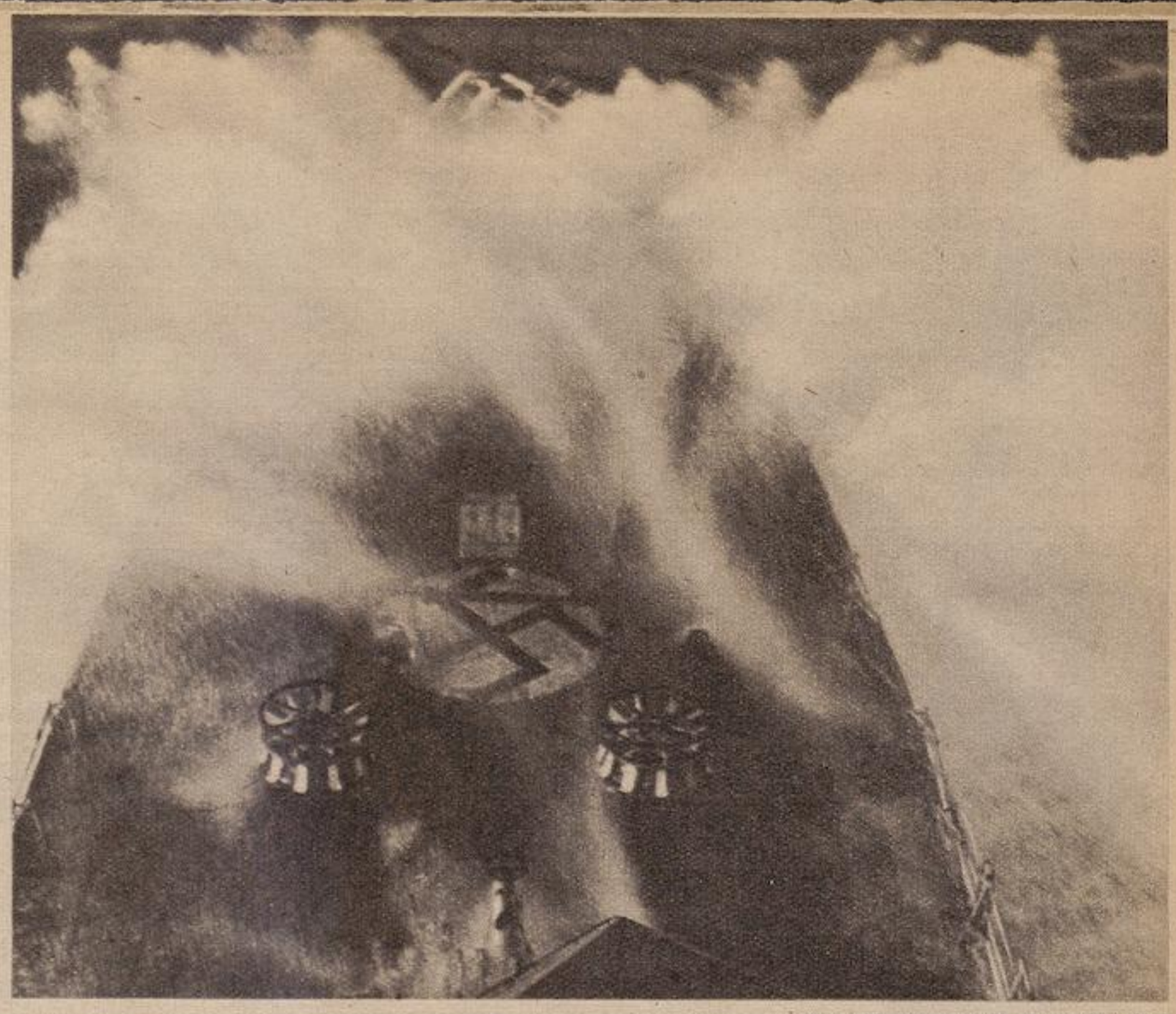
Schießen und nochmals schießen, kurven, zickzackfahren, Fahrtstufen ändern, um den feindlichen Salven auszuweichen, das ist das Gebot der Stunde. Bis zu 20 Meter kommen die Aufschläge an die Bordwand heran. Aber das ist auch alles. Nicht einmal Splitter fetzen über das Deck.

Der Gegner kommt mehr und mehr auf. Nebelwände und schwarzer Schornsteinqualm nehmen den feindlichen Schiffen immer wieder die Sicht und lassen unsere Boote aus ihnen heraus zu neuen Angriffen vorstoßen. Treffer auf Treffer müssen die Kreuzer einstecken. Die eigenen Boote laufen noch alle unbeschädigt.

„Vom Führerboot: — Ran an den Feind!" Bei diesem Angriff erhält der seitlich herausgestaffelte Zerstörer einen Treffer mittschiffs in die Maschinenanlage. Aus dem vorderen Schornstein zischen weiße Schwaden. Er fällt zurück, die anderen Boote stoßen weiter vor. Ein Torpedoboot bleibt ebenfalls getroffen liegen. Selbst der Ausfall eines zweiten Torpedobootes läßt den Angriff nicht stocken. Immer mehr verringert sich der Abstand, Treffer auf Treffer werden auf den Kreuzern beobachtet. Im laufenden Gefecht verlegt sich der Kampf nach Westen.

Jetzt ist der getroffene Zerstörer wieder in Schußposition. Wenn auch waidwund getroffen, feuert er Salve auf Salve. Ein Längsseitsgehen ist ausgeschlossen. Die „Glasgow" hält auf den angeschlagenen Kameraden mit hoher Fahrt zu, deckt ihn mit Vollsalven ein, ohne groß zu treffen. Schweren Herzens sind die Kameraden gezwungen, abzudrehen.

Stunden geht so das Gefecht. Es sind Stunden höchster Anforderung an Mann und Boot. Besatzung und Maschine geben das Äußerste her. Rohrreißer in den Anlagen werden in kürzester Zeit wieder ausgebessert. Und dann sinkt die Nacht über Freund und Feind. Die Gruppen verlieren sich. Schwer angeschlagen, der eine brennend, gehen die englischen Kreuzer auf Heimatkurs. Eine Gruppe von sechs Zerstörern, die der Feind wohl zur Entlastung ansetzte, ist zur Zeit des Gefechtes von unseren U-Booten abgefangen und torpediert worden. Sie versanken in den Fluten der Biskaya.



Vom 27. bis zum 29. Dezember 1943 kämpften in der Biskaya deutsche Zerstörer und Torpedoboote gegen britische Zerstörer und die Kreuzer „Glasgow" und „Enterprise". Schwer arbeiteten die Boote gegen Wind und See. Gewaltige Brecher klatschten über das Deck, als die feindlichen Kriegsschiffe gesichtet wurden und mit der Meldung: „Torpedowaffe Ziel aufgefaßt, klar zum Schuß . . ." das Gefecht begann

PK-Aufnahmen:
Kriegsberichter Freissegger (Atl.)

„Gar nicht mal so schlecht", meinte der AO. (Artillerieoffizier), als die feindliche Salve ziemlich dicht bei dem Boot, von dem aus unsere eindrucksvolle Aufnahme gemacht wurde, ins Wasser schlug. Die Artillerie der deutschen Boote aber schlug zurück und beschädigte im Verlauf des Gefechtes die beiden britischen Kreuzer schwer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0044

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHOFER

7. Fortsetzung:

Eine halbe Stunde später. Das Gebirge mißt nur noch nach Hunderten von Metern. Von Engpässen und Schluchten kann nicht mehr die Rede sein.

„Also, wenn mich nicht alle Geschichtskenntnisse verlassen haben, stimmt hier was nicht. Mein alter Geschichtsprofessor hat mir auf dem Gymnasium beigebracht, Leonidas habe — mit dem Rücken an Felsen gelehnt — einen Gegner nach dem anderen niedergeschlagen. Das sei in einem erhabenen Engpaß gewesen."

„Irrtum", sagt Zanini, steht im Wagen auf, weist über die Windschutzscheibe geradeaus auf die schmale Kalkstraße. Links und rechts Gestrüpp und Sumpf, einige zerschossene Panzerwagen, allerlei Kriegsgerät und vereinzelte Kreuze.

„Sehen Sie", sagt er triumphierend, „das hier ist das Schlachtfeld der Thermopylen."

Ich bin perplex. „Hier soll Leonidas gekämpft haben?"

„Sie irren, der hieß doch nicht Leonidas. Der hieß Guderian — nein, Kleist war es! Sehen Sie dort die zerschlagenen Panzer, hier ist das gewesen!"

Von Leonidas hatte Zanini noch nie etwas gehört, und für uns war es zu spät geworden, den ganzen Weg zurückzufahren.

*

Auf Wunsch des italienischen Kriegsministeriums fuhr ich einige Wochen später in die von den Italienern besetzten Teile Kroatiens, um von ihrer Arbeit als Besatzungstruppe zu berichten.

Sie sind in die ehemaligen Kasernen Jugoslawiens eingezogen, die durchweg verkommen und verdreckt, mit zerschlagenen Türen und Fensterscheiben von den Serben verlassen worden waren. Mit Umsicht, Geschick und Fleiß sind diese Bauten von den Italienern gesäubert und erneuert worden. Wo aber keine Kasernen waren oder die vorhandenen von den kroatischen Truppen des Poglavnik belegt sind, haben sich die Soldaten des Duce große Waldlager gebaut, in denen sie die Sommertage über wohnen.

Das Verhältnis zwischen den italienischen Besatzungstruppen und den Kroaten ist recht gespannt. Man merkt das an tausend kleinen Dingen. Ein Portier im Hotel „Elefant" in Laibach, ein Poglavnik-Anhänger, spricht mich auf deutsch an. „Wissen Sie", sagt er, und dabei schaut er ängstlich um sich, ob ihn auch kein unberufenes Ohr höre, „man kann hier die Italiener nicht leiden. Sie haben eine angeberische Art an sich, die aufreizend ist. Dazu tun sie, als seien sie die Herren im Lande, als seien sie die Sieger. Dabei weiß hier doch jeder, was mit ihrem Heere los ist. Hier gehen sie in die Läden und kaufen, ohne zu bezahlen. Die deutschen Soldaten sind darin anders. In ihnen steckt die Disziplin, die ein Herrenvolk haben muß, wenn es solche Führungsansprüche stellen will. Dem Italiener fehlt das alles. Das spürt man auch hier auf Schritt und Tritt. Seine Offiziere sind arrogant. Auf die Dauer kann das hier nicht gut gehen."

Am Morgen wird die italienische Fahne auf dem Marktplatz gehißt. Jeden Tag geschieht das. Dazu zieht eine Wachkompanie auf. Eine Kapelle spielt die Nationalhymne. Das Volk beachtet den Vorgang nicht. Die aber, die nicht stehenbleiben und die Hand zum Gruße heben, werden von Offizieren angehalten und festgesetzt. Capitano Zaninis Kolonisationsmethoden will man anscheinend auch hier durchführen.

Und es gärt im kroatischen Volk.

Eine Zeitlang wohne ich als Gast der zweiten Armee im Strandhotel „Miramare" in Susak. Manchmal bummele ich über die ehemalige Grenze zwischen Italien und dem ehemaligen Jugoslawien, die zwischen Susak und Fiume verläuft. Karabinieri halten dort an einem Schlagbaum Wache. „Vive il Re" ist überall an die Hauswände gemalt. „Vive l'Italia!" Namensschilder sind italianisiert. Will man dieses Land denn für immer besetzen? Kroatien soll doch frei werden, wenn es mit dem Poglavnik marschiert. Tut es das nicht schon?

In Fiume esse ich in einer alten Hafenkneipe. Ein alter Maler setzt sich zu mir. Jedesmal, wenn ich komme. Er stellt Fragen, die ich nicht beantworten will und kann. Er war früher Österreicher, und wenn er in Erinnerung an die österreichische Zeit dieses schönen Landstriches schwelgt, treten ihm die Tränen in die Augen. Deutschland liebt er, den Führer, unsere Stärke. Mussolinis Aufbauwerke erkennt er an: wenn nur das Volk so einig zu ihm stände! Da ist vieles, was zu denken gibt. „Savoyen lebt noch", sagt er, „Savoyen boykottiert. Sie werden das eines Tages sehen, seid ihr Deutschen nur nicht zu gutmütig, nicht zu kurzsichtig."

Er ist bettelarm und trinkt. „Savoyen, Savoyen", schreit er mir fast zu, „wißt ihr denn nicht, daß sie unseren Prinzen Eugen für sich gepachtet haben? Wißt ihr nicht, daß auf höheren Befehl die Regimentskapellen bei jeder Gelegenheit ‚Prinz Eugen, der edle Ritter' spielen müssen? Gestern habe ich es wieder gehört: zuerst den Badenweiler-Marsch und dann ‚Prinz Eugen'."

Vor sich hinlachend, geht er davon, laut singend: „Prinz Eugen, der edle Ritter, wollt dem Kaiser wieder holen Stadt und Festung Belgerad . . ."

Italienische Matrosen putzen im Hafen ihr Torpedoboot blank. Ihr Gesang dringt zu uns herüber: Lili Marleen.

Ick kaufe für 30 Centesimi eine Fiumer Zeitung. Alles darin wirkt beruhigend. Die Achsenpolitik beherrscht das Bild. Der Duce war im Führerhauptquartier, der König Viktor Emanuel hat Rommel die Medaille d'Oro verliehen.

*

Capitano Graziani, der mich in Kroatien begleitet, ist Squadrist. Er weiß, daß vieles falsch gemacht wird. Er besucht mit mir in Abazzia die deutschen Verwundeten, die im Quarnero, dem größten Luxushotel, als Gäste Mussolinis zur Kur weilen. In Zusammenarbeit mit der NSV. und der Faschistischen Partei ist es gelungen, eine Reihe der schönsten Prachthotels in dem weltbekannten Badeort an der Küste des Adriatischen Meeres für die Dauer des Krieges in den Dienst der deutschen Verwundetenfürsorge zu stellen. In dreiwöchigem Wechsel verbringen hier an einem der schönsten Fleckchen Erde Italiens über vierhundert deutsche Verwundete aller drei Wehrmachtteile ihren Genesungsaufenthalt. Die italienischen Gastgeber und die Bevölkerung tun alles, um den tapferen Soldaten, die zum Teil in Rußland, aber auch auf den anderen Kriegsschauplätzen verwundet worden sind, den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten. Es werden Ausflüge in die Grotten von Postumia, Venedig, nach Fiume, an der adriatischen Riviera entlang Dampfer- und Bootsfahrten veranstaltet. Natürlich ist das Essen ausgezeichnet, und da die Soldaten sogar in Zivil ausgehen dürfen, verleben sie hier einen wunschlos schönen Erholungsurlaub.

Graziani überbringt ihnen im Namen des italienischen Oberkommandos kleine Geschenke. Er ist beglückt von dem Geist, der diese Soldaten beseelt.

„Ihr müßt den Krieg gewinnen", sagt er, als wir zurückfahren.

„Und ihr?" entgegne ich.

„Wir gehen mit euch. Aber ich weiß, daß ihr den Löwenanteil tragt. Wir sind zu zerrissen. Verflucht seien die Quertreiber!"

Als wir später an einem großen Eisenbahnviadukt stehen, vergißt er wieder seine Fröhlichkeit. Er weist auf die riesigen Rundbogen: „Sagen Sie, wir leisten doch auch etwas. Ich weiß nicht, warum man das so wenig anerkennt. Überall Attentate auf Italiener, überall passiver Widerstand, überall schiefe Blicke."

„Das kroatische Volk will frei leben. Es kämpft mit uns gegen die Sowjets. Wir haben seine Freiheitsbestrebungen unterstützt und anerkannt. Es will ein Teil des neuen europäischen Gemeinschaftswesens sein. Man darf ihm also nicht mit Unterdrückungsmethoden kommen. Dafür erntet man Haß, ist das nicht verständlich?"

„Ich weiß, ich weiß", entgegnet er, „aber es scheint mir oft, als sei unsere militärische Führung mit Blindheit geschlagen oder als stecke eine Absicht hinter allem. Was nutzt es, daß unsere Ufficio ‚P' (Propagandabüro des Heeres) immer wieder mahnende Denkschriften losläßt. Man tut oben doch, was man will. Ich habe es ja so satt. Wir Faschisten rennen uns ja nur den Kopf ein mit unserer ewigen Opposition."

An einem Vormittag sahen wir einer Wehrsportveranstaltung des elften Bersaglieriregiments (des Traditionsregiments des Duce) zu, die uns einen Einblick in die Eigenart des Wehrsports im italienischen Heer gab. Die Bersaglieri zeigten sich als Meister der Geschicklichkeit und des sportlichen Könnens. Sowohl mit ihren Motorrädern als auch mit ihren Rädern (jeder Bersaglieri fährt ein Spezialrad, das er in Gebirgsgegenden zusammenklappt und auf dem Rücken trägt) zeigten sie halsbrecherische Kunststücke. Auch das Maschinengewehrexerzieren klappte, und die sportlichen Leistungen zeigten einen guten Allgemeindurchschnitt.

„Sehen Sie", sagte der Kommandeur zu mir, „meine Jungen sind stolz darauf, daß der Duce einmal zu ihrem Regiment gehört hat. Aber sie wollen hier heraus, sie wollen an die Front. Man tut uns aber nicht den Gefallen. Sie werden in Italien zigtausende junger Männer herumlaufen sehen, die frontdienstfähig sind. Aber man gibt ihnen keine Gewehre in die Hand. Angeblich sind keine vorhanden."

In Crikvencia an der Adriaküste sind wir zu Gast bei dem Armeekorpskommandeur, der einen äußerst steifen Eindruck macht. Mich stört wieder der komfortable Aufwand, den man hier treibt. Das Essen unterscheidet sich in nichts von dem, das ich in Athen erlebte. Die Offiziere sind zahlreich versammelt, die Ordonnanzen fast ebenso zahlreich.

Der General ist sehr zurückhaltend im Gespräch. Er bringt das Thema auf Weltanschauung und Religion, meint schließlich, ein Mönch in den albanischen Gebirgen sei besser daran als er, der könne philosophieren, ohne daß ihn dabei kriegerische Gedanken aus dem Konzept brächten. Er dagegen stände jetzt hier und müsse eine Herde von Schanz- und Bauarbeitern leiten, die ihn im Grunde ihres Herzens doch alle verwünschten, da er besser äße als sie und da er gepflegter aussähe.

Armes Italien!

An der dalmatischen Küste sind alle Hotels belegt mit eleganten Offizieren. Küstenverteidigung — der einzige politisch-militärische Sinn der Besetzung der adriatischen Küstengebiete — habe ich damals nirgendwo gesehen.

Tage später hatten wir Gelegenheit, einer Gefechtsübung der italienischen Besatzungstruppen in den kroatischen Bergen beiwohnen zu dürfen. Unter anderem nahmen das Bersaglieriregiment des Duce und das erste Granatieriregiment daran teil. Es galt, Flußläufe zu überwinden und Bunker mit Artillerie und Sturmtrupps zu nehmen. Anlage und Verlauf der Übung überzeugten. Es standen tatsächlich Elitetruppen in den kroatischen Bergen, wie der Divisionskommandeur uns sagte. „An der Front wären diese Jungs nötiger", wandte er sich zu mir, „meinen Sie nicht auch? Aber da kann man uns wohl nicht brauchen. Wer weiß, für was für eine Aufgabe wir noch vorgesehen sind. Ich beneide Ihre Offiziere an der Ostfront."

„Sie werden schon noch zu tun bekommen, Herr General, der Krieg ist noch lange nicht zu Ende."

„Ihr Deutschen seid zu beneiden. Ihr habt eine schlagkräftige Armee. Wir haben gar nichts. Und das wenige, was wir uns erzogen haben, legt man hier lahm. Ich darf gar nicht an die Zukunft denken. Unsere Hoffnung, glauben Sie mir, seid Ihr Deutschen. Sie ahnen ja nicht, wie man meine Division in diesen Krieg geschickt hat. Hätte ich nicht meine braven Jungen, es wäre zum Verzweifeln; denn glauben Sie mir: was die leisten, leisten sie nur aus sich heraus, ohne Unterstützung und Hilfe von oben. Gehen Sie ruhig und sagen Sie das in Berlin!"

Fortsetzung folgt

Mitten unter uns

steht der Feind! Neben dir vielleicht! Wie dein Schatten folgt er dir. Und das schlimmste ist: du merkst es nicht. Sonst würdest du nicht so offenherzig und vertrauensselig über dieses oder jenes sprechen. Sieh dich vor! Schweig! Und glaub nicht alles, was dir zugeflüstert wird. Denk immer daran, daß der tückische Feind falsche Nachrichten bei uns ausstreut, um uns irrezuführen! Wer solche Nachrichten weiterträgt, verrät sein Volk in höchster Gefahr und verdient die schwerste Strafe.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0045
gefördert durch Baden-Württemberg

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Die Delius sieht ihn voll an, und ihre Augen werden für eine Sekunde ganz dunkel. „Verraten Sie Peter nicht, Herr Felmy, ich hätt's mit der Heirat nie ernst genommen. Ich möcht' bei ihm ein gutes Andenken behalten. Denn — ich hab' ihn doch sehr, wirklich sehr gern gehabt. Aber sagen Sie ihm, ich ständ' ihm nicht im Wege, und gebunden zu fühlen brauchte er sich nicht." Felmy steht auf und verneigt sich. „Sie sagen genau das, gnädige Frau, was von Ihnen zu erbitten ich herkam. Darf ich mich verabschieden?"

14. Fortsetzung:

Sie streckt ihm stumm die Hand hin. Er hält sie eine Sekunde lang und läßt dabei noch einmal einen Blick über die Frau hingehen. Sie ist, denkt er, sehr gut und sehr großzügig zu Peter gewesen, zu dem Sohn, den er liebt, wenn er auch nie davon spricht. Es drängt ihn, ihr in irgendeiner Form zu danken. Aber das geht nicht — nein, es geht wohl nicht. „Leben Sie wohl", sagt er nur, „Hals- und Beinbruch wünscht man Künstlern, glaube ich —"

Sie zieht ihre Hand weg, wendet sich ab. „Vielleicht kann ich's brauchen", antwortet sie, ohne ihn noch anzusehen, „gerade jetzt", und Felmy verläßt rasch den Raum.

*

Im Schatten eines Torwegs, auf einer Bank, die Männer der OT. — hier haust eine größere Gruppe mit zahlreichen Wagen, Werkstätten, einem Materiallager — gezimmert haben, sitzt der Hauptmann Felmy und betrachtet wohlgefällig die Kirche des Klosters, das dieser Vorstadt den Namen gegeben hat. Es ist ein ganz schlichter Bau, nur ein paar kleine Säulen an den Ecken und ein schön gebogter Sims schmücken ihn; doch oben auf dem sanft gewölbten, fast flachen Dach hocken drei Türmchen, das mittlere ein wenig höher und dicker, aus reich gemeißeltem, grellbunt bemaltem Stein, achteckig, mit steilen Helmen, und so dicht beieinander, daß es aussieht, als dränge eines das andere vom Kirchdach hinab. In der starken Sonne leuchtet der farbige Stein. „Das ist wirklich das Lustigste, was ich je in diesem Lande gesehen hab'", bemerkt Felmy angeregt, „möcht' wissen, wie das hierher kommt — muß ein Mönch gebaut haben, der ganz anderswoher stammt, meinst du nicht, Peter? Auf diesem traurigen Boden ist das wohl nicht gewachsen."

Peter nickt. Seine Begeisterung für die drei Türmchen ist nicht ganz so groß wie die seines Vaters, doch bemüht er sich, Interesse zu zeigen; schließlich kann der Vater ja nichts für seinen Kummer.

„Du siehst immer noch aus wie der berühmte Lohgerber, Peter", äußert Felmy nach einer Weile. „Schade! Ich hatte gehofft, diese Witzchen hier würden dir Spaß machen."

„Das tun sie natürlich auch, Vater", beeilt Peter sich zu sagen. „Ich bin dir sehr dankbar, daß du sie mir gezeigt hast."

„Ich weiß nicht", meint Felmy skeptisch, „ich glaube, du hast mehr Lust, von anderen Dingen zu sprechen als von Klostertürmchen. Können wir ja tun."

„Aber, Vater — ich meine, das Reden hat auch keinen Sinn —"

„Manchmal doch, Peter, manchmal ganz entschieden. Zum Beispiel hatte ich heute vormittag ein sehr interessantes Gespräch. Hätte dich auch gefesselt."

„Ja —? Mit wem? Was war es denn?"

„Ich machte Fräulein Delius einen kleinen Besuch."

„Was?" ruft Peter und starrt ihn an.

„Ich machte", wiederholt Felmy geduldig, „Fräulein Delius einen kleinen Besuch, Peter. Und ich stellte dabei fest, daß du dich nicht an sie gebunden zu fühlen brauchst. Beziehungsweise, ich nahm das zur Kenntnis. Die Feststellung traf natürlich sie."

„Aber was war denn da? Und wie hast du das —?"

„So genau brauchst du's gar nicht zu wissen, mein Junge. Genügt es dir nicht, daß es so ist, und daß du mit dem besten Gewissen den berühmten Brief an Emmy Timm schreiben kannst? Du bist so ledig wie der Spatz auf dem Dach."

Peter versteht, daß der Vater nicht weiter gefragt sein möchte. Er springt auf, macht einen raschen, kurzen Gang, kommt wieder zurück, bleibt vor Felmy stehen, der ruhig sitzengeblieben ist und ihn aus lächelnden, etwas eingekniffenen Augen mustert.

„Verzeih, Vater", sagt er schnell und aufgeregt, „aber ich muß doch — ich meine, was hast du mit ihr gesprochen? Ich verstehe das nicht ganz — und ich wäre dir dankbar, wenn du mir etwas mehr darüber sagen wolltest."

„Da ist nicht viel zu berichten, Peter. Weit weniger, als du anzunehmen scheinst. Sie ist nicht die Frau, die die älteren Rechte einer anderen kränken möchte. Und vielleicht", fügt er vorsichtig hinzu, „überhaupt nicht die Frau langdauernder Bindungen."

„Du willst sagen", fragt Peter betroffen, „auch wenn Emmy gar nicht mehr aufgetaucht wäre, hätte es zwischen uns keine Dauer gehabt?"

„Das will ich nicht sagen, Peter. Denn man soll nachträglich nie darüber orakeln, was geschehen wäre, wenn —. Laß es dir damit genug sein, zu wissen, daß du frei bist, und daß sie an dieser Freigabe nicht zerbrechen wird."

Der Satz klingt so abschließend, daß Peter kein Wort mehr wagt. Nach einer kleinen Pause bittet er: „Ist's dir recht, Vater, wenn wir ein bißchen gehen? Ich kann jetzt nicht stillsitzen —"

„Natürlich nicht", lächelt Felmy und erhebt sich.

Schweigend, Peter sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, die noch völlig wirre Wege gehen, Felmy ihn still beobachtend, wandern sie durch katenbestandene Gassen; die in den Lehm eingeschnittenen Fahrbahnen liegen einen halben Meter tiefer als die Ränder und müssen, da sie zur Flußaue hin abfallen, im Herbst Gießbächen gleichen. Peter achtet nicht viel auf den Weg, bis Felmy an einer Ecke stehenbleibt und auf einen mächtigen Malvenbusch weist. „Schön ist das."

Peter betrachtet den Busch, dann sieht er, unwillkürlich die Augen zusammenkneifend, sich um. „Hier hat es angefangen", sagt er dann.

„Was hat hier angefangen, Peter?"

„Das zwischen ihr und mir. Ich stahl Malven von diesem Busch, und später bekam ich Lust, sie ihr zu bringen. Und da begann es dann. Das war — lieber Gott, noch nicht eine Woche ist das her!"

„Ja, so ist es", antwortet Felmy philosophisch. „Manche Dinge sind genau so schön und genau so wenig haltbar wie ein Strauß Blumen. Es ist gut, das zu wissen."

Peter schickt seine Augen noch einmal in die Runde, und nun weiß er, was ihm unbewußt schon die ganze Zeit am Bild der Gassen hier gefehlt hat: die massigen

Dicke Schmutzkrusten vorsichtig aber gründlich mit feuchtem Lappen entfernen. Dann erst Wachspaste oder Lederfett dünn auftragen und tüchtig nachreiben. Besonders die Faltenstellen beachten.

Rieker

Stottern
beh. nach Paschen-Sprachheilverfahren
P. Paschen, Hannover, Dortmunder Str. 19
Frau **J. Schreckenbach,** Dresden-A., Knöffelstr. 37
Prospekt frei

Radio für alle!
Lautsprecherempfang können Sie mit dem Detektorapparat nicht überall erzielen, aber allerorts ist Kopfhörerempfang möglich. Der Detektorempfänger benötigt zur Inbetriebnahme weder eine Röhre noch irgendeine Stromquelle. Und was das Schönste ist: man kann sich das Gerät in drei Stunden leicht selbst bauen. Tausende haben bereits diesen Detektor-Fernempfänger gebastelt. Bauplan mit genauer Bauanleitung gegen 60 Pfennig in Briefmarken (5 X 12-Pfennig-Marke).
Adolf Hopperdizel
Braunschweig, Bahnhofstraße 16

ACHTUNG!
Volksfürsorge-Versicherte!
Bei Fortzug aus luftgefährdeten Gebieten erhalten unsere Versicherten durch unseren Betreuungsdienst jederzeit Aufklärung und Beratung bei unseren Bezirksdirektionen und Geschäftsstellen im Reich.
Meldet euch zwecks Aufrechterhaltung eures Versicherungsschutzes unter Angabe der alten und neuen Adresse und der Versicherungsschein-Nr.!
Hauptverwaltung:
Berlin-Karlshorst, Treskowallee 139
Volksfürsorge-Versicherungen
Hamburg

Leere Flaschen

sind heute wertvoll,
weil Material und Arbeitskraft zur Neubeschaffung jetzt anderen Zwecken dienen müssen. Um unsere Lieferungen im Dienst der Volksgesundheit nicht zu gefährden, bitten wir, leere Formamint-Flaschen mit Schraubdeckel an Apotheken und Drogerien zurückzugeben.
BAUER & CIE
BERLIN

Das neue
FRANZ MÜLLER BUCH

FINNLAND
VON KRIEG ZU KRIEG
PREIS RM 4.20
FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

Die Heimat meldet:
„Kohlenklau
überall vor die Tür gesetzt!"
Alle Urlauber kennen Kohlenklau, den Bösewicht. In der Heimat macht jeder Jagd auf ihn. Kohle ist unser wichtigster Rohstoff, Kohle ist Energie, ist Gas und Strom. Kohle ist Benzin und Buna. Ohne Kohle keine Waffen, keine Munition, keine Ausrüstung. Mit Freude nimmt die Heimat manchen Verzicht und manche Unbequemlichkeit auf sich, um Kohlenklau das Handwerk zu legen und Kohle zu sparen, die die Rüstungsindustrie für Dich braucht. Sei aber auch Du auf der Hut vor Kohlenklau.
Achtung! Kohlenklau auf dem Marsch zur Front!
Wer unachtsam mit Waffen und Gerät umgeht, wer Material und Treibstoff verschwendet, macht Kohlenklau dick und fett und mißachtet den Verzicht, den seine Lieben zu Hause gern und freudig bringen. Schau Dich um, wo sich in Deiner Nähe der Saboteur „Kohlenklau" mästen kann, und denke immer daran:
Die Heimat hat ihn längst durchschaut. Paß auf, daß er bei Dir nichts klaut!

Für Kameradschaftsabende,
Bunte Abende, Kompaniefeiern und Lazarettbetreuung. Gute Vortrags- u. Unterhalt.-Bücher. Musikal. Aufführungen. Neue Soldatenspiele.
G. Danner, Mühlhausen i. Thür.
Prospekt W kostenfrei!

Deutsche Reichslotterie
Über 100 Millionen RM
= 480000 Gewinne und 3 Prämien
6 x 500 000
3 x 300 000
3 x 200 000
18 x 100 000
24 x 50 000 usw.
Lospreise je Klasse für
1/8 3,- 1/4 6,- 1/2 12,- 1/1 24,- RM
Ziehung 1. Klasse am 14. u. 15. April 1944
Lösche 37 Staatliche Lotterie-Einnahme
Leipzig C 1, Katharinenstraße 14

Efasit
PUDER

Efasit-Puder, besonders zur Fußpflege hervorragend geeignet, beseitigt übermäßige Schweißentwicklung, wirkt angenehm kühlend und desinfizierend. Er verhütet Blasen, Brennen u. Wundlaufen. Auch vorzüglich geeignet als Massage- und Körperpuder.
1 Streudose RM -.75, Nachfüllbeutel RM -.50
In Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften
TOGAL-WERK MÜNCHEN

immer ein Zeichen für photographische Wertarbeit

DWM
DEUTSCHE WAFFEN- UND MUNITIONSFABRIKEN A.G.
Waffen · Munition · Maschinen · Metallwaren · Ballistische Meßgeräte

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0046
gefördert durch
Baden-Württemberg

Leiber der Panzer fehlen, die damals zwischen den Katen eingefahren waren oder an den Straßenrändern standen; die schwarzen Panzermänner, die ab und zu gingen, arbeiteten, sich sonnten, putzten, schrubbten, mit interesseloser Neugier dem fremden Feldwebel nachblickten — sie alle sind fort. Leer stehen die Katen, oder breite Russengesichter blicken aus den Fenstern, die schon wieder zu erblinden beginnen. „Kein Mensch mehr da", sagt er verwundert, „und vor ein paar Tagen war hier eine große Panzerformation, ein Regiment vielleicht oder mehr."

„So, waren die hier?" fragt Felmy interessiert und denkt ein paar Augenblicke nach. „Nun", meint er dann, „ungefähr kann ich mir vorstellen, wohin sie gekommen sind. Nördlich soll's wieder recht unruhig sein."

*

Der Kriegsverwaltungsrat Jürgen M. Steinhoff, behäbiger, doch elastischer Hamburger Mitte der Vierzig, mit ein wenig sehr hellem Haar, von dem man nicht recht weiß, ob es blond ist oder schon grau, hellblauen, ein wenig vorstehenden Augen und einem breiten Genießermund, der schweren Bordeaux und schwarze Brasils ebenso zu würdigen weiß wie zarte Kalbslenden und, aus angemessener Entfernung, junge Mädchen, in Zivil im Mineralöl-Großhandel tätig und bei der Wehrmacht Sachbearbeiter für gewisse Treibstoff-Fragen — der Kriegsverwaltungsrat Steinhoff hat sein Büro im obersten Stockwerk des Hotels Ambassador, und von seinem Fenster aus kann er halb Bukarest überblicken. In der klaren, nur wenig flimmernden Luft verschwimmen irgendwo am Horizont die letzten Häuser in der weiten Ebene der Walachei, und wer Phantasie hat, mag sich für ein paar Sekunden vorstellen, er blicke noch weiter, viel weiter nach Nordwesten hinaus, ungefähr dahin, wo Herrn Steinhoffs wohlgebautes Haus sich bei Blankenese auf dem hohen Elbufer sonnt. Auf seinem Schreibtisch liegt ein Brief, den er vor ein paar Minuten bekommen hat, ein Brief seiner Frau, in dem allerlei anmutige und herzliche Dinge stehen, wie Frau Almuth Steinhoff sie zu schreiben versteht, und in der Hand hält er noch ein Päckchen Photos, die hauptsächlich den kleinen Martin, augenblicklich sieben Monate und acht Tage alt, zeigen.

Das ist also ein Brief, der Freude macht, und Freude will sich mitteilen. So daß Herr Steinhoff, als seine Sekretärin ins Zimmer tritt, um eine dienstliche Frage zu tun, vergnügt abwinkt und sagt: „Schauen Sie einmal, Fräulein Timm, was ich da bekommen habe. Mein Jüngster!" Er blättert die Photos vor ihr auf. „Fixer Bengel, was?" schließt er mit einem kleinen, befriedigten Lachen und blickt sie mit jener auffordernden, lobheischenden Miene an, die alle Väter haben, wenn sie Bilder ihrer Kinder zeigen.

Nun ist es freilich nicht so, daß Emmy Timm diese Photos besonders überraschend kämen; da sie bereits ein halbes Jahr mit Herrn Steinhoff arbeitet, ist sie natürlich über jede Entwicklungsphase des kleinen Martin hinreichend informiert. Doch treffen sie die Bildchen, die ein gesundes, gut gepflegtes, wohlgenährtes Kerlchen in allen möglichen Stellungen und Lagen zeigen, in einem besonders empfindlichen Augenblick. In der vergangenen Nacht hat sie zum erstenmal eine Bewegung ihres Kindchens gespürt; es war, als stoße eine winzig kleine Faust unmittelbar an ihr Herz; das Herz blieb stehen, als horche es, überwältigt und aufs äußerste bewegt; dann setzte es rasend wieder ein, mit dem Schock nie vorher geahnter Glückseligkeit, und von diesem Schock hat Emmy Timm sich noch nicht ganz wieder erholt. Als sie nun diese Bildchen durch die Finger gleiten läßt, als sie sieht, was ihr in einem kurzen Jahr beschert sein wird, da kehrt alles wieder, was sie seit der Nacht mühsam niedergekämpft zu haben glaubte. Sie verfärbt sich fleckig, Herz und Atem bleiben weg, wie mit einer Luftschaukel fährt der Rat Steinhoff vor ihr zur Zimmerdecke auf, die Knie werden ihr weich. Sie unterbricht sich mitten im Satz, ein oder zwei Bildchen flattern auf den Fußboden, sie krallt die Finger haltsuchend in die Schreibtischplatte. Der Rat blickt sie eine Sekunde befremdet an, dann springt er auf, umfaßt ihre schmalen Schultern, führt sie vorsichtig, unter leise brummendem Zuspruch, zu einem guten, tiefen Sessel, bettet sie hinein. Und dann beeilt er sich, Anna Warenius zu holen, die zwei Zimmer weiter bei seinem Kollegen Dr. Viersen arbeitet und von der er weiß, daß sie mit Emmy Timm befreundet ist.

Später, als das Mädchen nach Hause gebracht worden ist, bittet der Rat Anna Warenius noch einmal zu sich. „Sagen Sie mir", fragt er, ihr ein wenig vorgeneigt gegenübersitzend, „was war das heute vormittag mit Fräulein Timm? Ist sie krank?"

„Krank?" Anna besinnt sich fieberhaft, was darauf zu antworten sei. „Nein, ich glaube eigentlich nicht, Herr Steinhoff, daß Emmy richtig krank ist. Vielleicht ein bißchen überarbeitet —"

Steinhoff winkt ungeduldig ab. „Sind wir alle, Fräulein Warenius. Sind wir alle. Und klappen deswegen doch nicht zusammen. Sie nicht. Ich nicht. Und bisher auch Ihre Freundin nicht. War sie beim Arzt? Oder ein Arzt bei ihr?"

„Nein, nein!" wehrt Anna allzu heftig ab. „Das braucht's nicht! Sie hat mir gesagt, sie kommt sicher nachmittag schon wieder ins Büro. Es geht vorüber. Es ist nichts dabei."

„Aber wir sind hier nicht zu Hause", widerspricht Steinhoff bedenklich. „Gott mag wissen, was sie hat. Hier kann man alles mögliche aufschnappen. Ich will doch einen unserer Ärzte —"

„Nein, bitte nicht!" protestiert Anna erregt. „Emmy wäre sicher nicht dafür zu haben — ich kenne sie doch — ich weiß doch genau —"

Steinhoff blickt sie einen Augenblick starr und scharf an. Dann senkt er die faltigen Lider, daß sich die Augen beinahe schließen. „Dergleichen", sagt er langsam, „habe ich bei meiner Frau erlebt. Da hatte es freilich ganz natürlich Gründe. Aber das scheidet ja selbstverständlich bei Fräulein Timm völlig aus."

Anna atmet heftig. „Ich hoff', ich hab' Sie falsch verstanden, Herr Steinhoff —"

„Ich sagte", gibt Steinhoff gleichmütig zurück, als bemerke er Annas Erregung nicht im geringsten oder messe ihr keinen Wert bei, „ich sagte, bei Fräulein Timm scheide das selbstverständlich aus. Genügt das nicht?"

„Doch — ja — natürlich —", stammelt Anna und sieht zu, das Gespräch abzubrechen.

Währenddem liegt Emmy in ihrem schmalen Hotelbett, und obgleich das körperliche Elendsgefühl allmählich abklingt, wird ihr doch nicht besser zu Sinn. Nicht daß sie fürchtete, krank zu werden; sie weiß, sie ist im Kern gesund, und solche unliebsamen Überraschungen gehören nun einmal beinahe untrennbar zu dem Zustand, in dem sie sich befindet. Aber noch nie ist ihre abgründige Einsamkeit und Verlassenheit ihr so deutlich zum Bewußtsein gekommen wie in diesem Augenblick, da sie sich nach einer tröstenden Stimme sehnt, nach einer streichelnden Hand, und nichts und niemand ist da. Andere Frauen haben in solchen Zeiten ihren Mann um sich, der helfen mag und zusprechen — oder sie können ihm wenigstens schreiben, wie es ihnen ums Herz ist — oder vielleicht haben sie Mutter oder Schwestern —, jede andere, selbst die ärmste, hat irgendeinen Menschen, der ihr nahe ist — nur sie, sie allein nicht!

Sehr große, bittere Sehnsucht hat sie nach Peter Zurbrügge. Es hat lange gedauert, doch in dieser Stunde gesteht sie sich's ein — sie sehnt sich unendlich nach ihm, und ernstlich vermag sie sich ohne ihn das Leben nicht mehr vorzustellen. Alle die vergangene Zeit — und es ist eine traumhaft herrliche Zeit gewesen — als endgültig und unwiederbringlich vergangen zu betrachten, ist ihr gerade noch gelungen, solange sie nicht wußte, daß sie nicht mehr allein sei. Nun aber — nun geht es nicht mehr. Sie möchte seine festen, warmen Hände fühlen, möchte über sein weiches, widerspenstiges, blondes Haar streichen dürfen, sie möchte — ach, sie weiß selber nicht, was alles! Mit ihm zusammensein eben, das ist es, das und nichts anderes. Und solange sie das nicht darf, oder solange sie nicht wenigstens weiß, daß sie auf immer zu ihm gehört und er zu ihr, daß er nur zu ihr und nirgends andershin kommen wird, kehrt er erst aus dem Kriege zurück, solange wird sie nicht wieder froh werden. Alles andere ist Unsinn. Es gibt keinen Stolz mehr, keine sogenannte Selbstachtung, das ist alles ein selbstbetrügerischer und selbstmörderischer Unfug — am liebsten liefe sie, hätte es nur irgendeinen Sinn, und schickte ihm ein Telegramm, mit einem einzigen Wort als Inhalt, mit der heißen und inbrünstigen Bitte: „Komm!" Statt dessen aber, statt dessen reist ein Brief durch die Welt, in dem sie selbst, als habe es ein böser Geist ihr diktiert, geschrieben hat, ihn könne man nicht heiraten. Ach, es ist, um mit dem schmerzenden Kopf gegen die Wand zu rennen —! Alles falsch gemacht, alles vertan — und nie mehr wird das gut!

In dieser Stimmung trifft sie Anna Warenius, als sie die Mittagspause benutzt, um rasch nach ihr zu sehen. „Ich komme mit", sagt Emmy müde und macht Anstalten, aufzustehen. „Ich bin lange genug allein gewesen, Anna. Ich muß mit!" Kein Abmahnen hilft. So reicht Anna ihr endlich seufzend Wäsche, Kleid und Schuhe und sieht zu, wie Emmy sich anzieht. Das Gespräch mit Rat Steinhoff geht ihr dabei fortwährend im Kopf herum. Soll sie Emmy einen Wink geben, oder soll sie es lassen? Es wird sie vielleicht sehr aufregen, und das kann ihr schaden; doch wenn sie, ungewarnt, am Ende den gleichen Augen gegenübersteht und den gleichen Fragen — wie soll erst das werden? Besser ist es wohl doch, sie bereitet sie schonend vor. Ohnehin wird Emmy sich ja bald entschließen müssen, ihr Geheimnis preiszugeben, das ihr schmaler Körper nicht mehr lange wird bewahren können.

„Ich weiß ja nicht, wie das heute vormittag war —", beginnt sie vorsichtig.

„Ich bin ein bißchen zusammengeklappt, das ist alles", unterbricht Emmy spröde. Daß dieses Zusammenklappen etwas mit Steinhoffs Photos zu tun hatte, ist ihr vielleicht nicht bewußt, oder sie möchte es Anna nicht eingestehen.

„So? Weiter war es nichts?"

Emmy, vor dem Spiegel, blickt überrascht und mißtrauisch über die Schulter. „Was fragst du so komisch? Was steckt dahinter, Anna? Du meinst doch etwas Bestimmtes?"

Anna hebt langsam die Schultern. „Gesagt hat er ja nichts", antwortet sie, „oder doch nichts Genaues. Aber ich kann das Gefühl nicht loswerden, Emmykind — er hat etwas gemerkt."

„Was soll er gemerkt haben?" fragt Emmy blaß.

„Nun — was eben los ist — mit dir —"

Mit einem heftigen Ruck wendet sich Emmy wieder dem Spiegel zu. Anna sieht, daß ihre Schultern zucken, aber sie spürt, es ist besser, das Mädchen jetzt mit nichts zu behelligen. So benügt sie sich damit, angelegentlich eine Masche in ihrem Strumpf zu mustern, von der sie nicht weiß, ob sie herunterlaufen will oder nicht. Und endlich sagt Emmy mit ihrer gewohnten Stimme: „Ich bin fertig."

Als sie dann später in Steinhoffs Zimmer tritt, das neben dem ihren liegt, hat sie eiskalte Fingerspitzen und in den Schläfen ein unbestimmtes Kribbeln. Sie nimmt sich zusammen, so gut sie kann. „Es tut mir leid, Herr Steinhoff", sagt sie, „daß ich Ihnen heute vormittag Ungelegenheiten gemacht habe. Aber ich glaube, es ist vorbei und wird nicht wieder vorkommen."

„Kein Grund zu einer Entschuldigung", murmelt er, „jedem kann einmal schlecht werden, und in diesem Hundeklima schon gar!" Er streift sie mit einem knappen Blick. „Und jetzt geht es wirklich wieder? Ich möchte nicht, daß Sie sich überanstrengen, Fräulein Timm. Wenn Sie hernach ganz auf der Nase liegen, hat niemand etwas davon."

„Nein", antwortet sie, „ich fall' nicht so leicht um", und zieht sich zurück. Als sie in ihrem kleinen Zimmer allein ist, blickt sie in den Taschenspiegel, schüttelt, unzufrieden mit sich, den Kopf, pudert sorgfältig die Nase, legt ein wenig Rot auf die Wangen, die immer noch käsig blaß sind. Aber ganz im Innersten weiß sie, daß das keinen Zweck hat. Steinhoff ist nicht mehr zu täuschen; sie hat seinen Blick bemerkt. Er hat alles erraten, er weiß es nun. Und was jetzt?

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mtl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

Hier wird der Geist geschliffen!

Karreerätsel.

Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben von 1 bis 41 ergeben, fortlaufend gelesen, ein Wort von Nietzsche.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	
14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Eßbare Baumfrucht 1 23 10 5 13 18; 2. deutsches Rechtschreibebuch 14 9 19 15 3; 3. Speisefisch 16 20 17 6 26 8; 4. Stimmlage 41 29 21 12 10; 5. deutscher Opernkomponist 22 18 30 31 32; 6. Schlachtort im Elsaß (1870) 33 12 37 17 41 39; 7. Gestalt aus „Aida" 32 2 36 40 25 15 4; 8. Liebesgöttin 11 29 27 28 24; 9. unterirdischer Verkehrsweg 41 34 35 38 20 7.

Silbenrätsel.

a - am - an - ar - bad - bat - bu - by - chen - dan - de - e - ei - ei - ein - en - est - gau - gen - gress - gu - her - ke - kon - la - land - laub - lei - li - mann - mer - ne - ne - ne - nei - ra - ra - ran - ro - ros - schlan - se - si - sie - statt - te - te - ter - ter - the - trag - tro - ty - zi.

Aus den vorstehenden Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Lafontaine ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Italienischer Dichter, 2. Klausnerwohnung, 3. Stadt in Baden, 4. Bad im Taunus, 5. Schreckensherrschaft, 6. altes Gewehr, 7. der deutsche Lorbeer, 8. getrocknete Weinbeere, 9. Versammlung, 10. Liebesgott, 11. Beeteinfassung, 12. Wundsekret, 13. Cheruskerfürst, 14. Bittgesuch, 15. Schauspielhaus, 16. Bergland in Oberbayern, 17. seichter Meeresarm, 18. Land in Nordafrika, 19. östlicher Randstaat, 20. Südfrucht.

Skataufgabe Nr. 1.

Hinterhand H. hat: Eichel Unter (Kreuz Bube); Eichel 10, Ober, 9, 8, 7 (Kreuz 10, Dame, 9, 8, 7); Grün König, Ober (Pik König, Dame); Rot Daus, König (Herz As, König). Vorhand V. hat Grün Unter (Pik Bube); 4 Grün (Pik) mit 21, ein Rot (Herz) mit 10 und 4 Schellen (Karo) mit 7 Augen. Welche Karten mußte H. im Skat finden, und was mußte er drükken, damit er mit seinem Eichel-(Kreuz-)Spiel die Gegner schwarz macht, gleichgültig, was V. anzieht?

Auflösungen aus Nr. 4

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Tuebingen, 6. Alt, 7. Udo, 8. Ate, 9. Saale, 11. Sam, 12. Largo, 14. Ede, 16. Eosin, 18. USA, 19. Reh, 20. Tee, 21. Eissegeln. Senkrecht: 1. Talsperre, 2. Ulla, 3. Interesse, 4. Edda, 5. Normannen, 8. Ala, 10. Ale, 11. SOS, 13. Goa, 15. Drei, 17. Igel.

Silbenbaukasten:
Ein jedes Volk bestimmt sich selbst sein Los
Zu Freiheit oder Sklaverei.
Und ist das Dunkel noch so groß,
Ein Weg zum Licht ist immer frei.

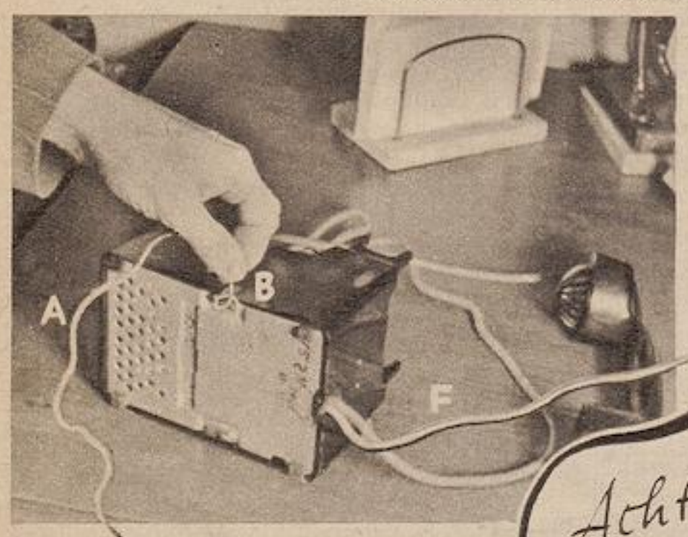
Das ist die Höhe: F(eins)liebchen, Schl(acht)enmaler, Lorbeer(zwei)g, Kla(vier)auszug, Zwieb(elf)isch, W(eins)tube, Run(drei)se, Pr(acht)exemplar, L(eins)amen, Kur(zwei)l, Ge(vier)tmeter. — 45 Meter.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0047
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3040 19/6

WIE KANN ICH DRAHTFUNK HÖREN?

Die Fotomontage zeigt eine der im Text beschriebenen Schaltungen zum Abhören des Drahtfunks, wobei ein Draht an eine der Bodenschrauben des Telefons befestigt und in die Antennenbuchse des Radioapparates eingeführt wird



PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Uecker

DER UMWEG ÜBER DEN DRAHT

Seit dem Jahre 1939 verfügt die Deutsche Reichspost über die technische Einrichtung des Drahtfunks. Ursprünglich in Friedenszeiten erdacht, um einen möglichst störungsfreien Empfang der Rundfunkdarbietungen zu ermöglichen, wandelte sich Aufgabe und Bedeutung des Drahtfunks im Kriege in eine rein militärtechnische um. Heute, im Zeichen feindlicher Luftangriffe, werden während der gesamten Dauer eines Angriffs durch das Drahtfunknetz Positionsmeldungen, Angriffsräume und Stärke der eingeflogenen feindlichen Verbände durchgegeben, um insbesondere die Luftschutzorgane über das jeweilige Kampfbild zu unterrichten. Denn — und das ist das Entscheidende — die Drahtfunksendungen werden nicht in den Luftraum ausgestrahlt und können daher niemals von den Funkgeräten der Feindflugzeuge empfangen und abgehört werden. Hinzu kommt, daß der Drahtfunksender keine durch Bombenwurf leicht verletzbare Sendetürme benötigt.

Der technische Vorgang ist im Grunde genommen ein ziemlich einfacher: vom Mikrophon der Sendeanlage werden die Nachrichten über einen Verstärker und Sender an den Leitungs-„Draht" des Fernsprechnetzes angeschlossen. Da die durch das Leitungsnetz übertragenen Schwingungen hochfrequenter Art sind und ihr Wellenbereich dem des Langwellenbandes im Rundfunk entspricht, muß der Teilnehmer natürlich Besitzer eines Radioapparates sein, um mit seinem Gerät diese Nachrichten direkt durch den Lautsprecher abhören zu können, außerdem ist es notwendig, daß er über einen Fernsprechanschluß verfügt, denn die Sendungen werden ja durch das postalische Fernsprechnetz weitergeleitet.

Da es erwünscht ist, einem großen Kreis von Volksgenossen die Möglichkeit zum Abhören der während eines Fliegerangriffs gesendeten Nachrichten zu geben, hat die Reichspost eine Behelfsschaltung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, mit der ein Besitzer eines Telefonapparates sich den Drahtfunkanschluß selbst anlegen kann. Benötigt werden dazu ein Fernsprechapparat, ein Rundfunkempfänger und einige Meter Draht. Der Empfänger muß aber einen Langwellenbereich besitzen, das heißt, er muß auf drahtlosem Wege zum Beispiel den Deutschlandsender empfangen können.

Fast jeder Fernsprecher verfügt über Bodenschrauben (im linken Bild mit B bezeichnet), die sich an der Grundplatte des Tischfernsprechers befinden. Man verbinde nun diese Bodenschraube durch einige Meter Draht mit dem Rundfunkempfänger, und zwar so, daß dieser Draht als Antenne (A) wirkt. Wichtig ist, daß zwischen dem Draht und der Bodenschraube ein metallblankes Stück des Drahtes befestigt ist, damit ein tadelloser Kontakt hergestellt ist. Sollte diese Schraube nicht vorhanden sein, so genügt es auch, wenn man diesen Antennendraht an ein anderes außen zugängliches metallblankes Teil des Apparatgehäuses anlegt.

Eine zweite Möglichkeit ist folgende: Man kann auch einen Anschluß über Drahtwickel herstellen, indem man den Draht spiralig um die Fernsprechanschlußschnur (F) wickelt und ihr freies Ende in die Antennenbuchse des Rundfunkgerätes steckt. Dieser Spiraldraht muß eine ausgestreckte Länge von rund drei Metern aufweisen.

Mit diesen beiden Schaltungen ist die Verbindung zwischen Fernsprecher und Rundfunkempfänger ordnungsgemäß hergestellt, und es bleibt nun noch übrig, den Empfänger richtig, das heißt das Langwellenband, einzuschalten. Die Wellenlängen des Drahtfunks liegen bei 1205 Meter oder 249 kHz und bei 1875 Meter oder 160 kHz. Diese Drahtfunkwellenlängen sind bei den meisten Apparaten an den Enden der Einstellskala zu finden. Zwischen ihnen wird in der Regel (drahtlos) der Deutschlandsender zu hören sein.

Der Drahtfunkempfang kann natürlich nur dann abgehört werden, wenn das zuständige Teilnehmernetz des Fernsprechamtes vom Amt selbst aus mit Drahtfunk überlagert wird.

DIE SCHULE DER Kaltblütigkeit

Um als kleiner Einzelkämpfer einen Panzerriesen anzugehen, bedarf es vor allem einer großen Portion Mutes. Daneben aber ist es wichtig zu wissen, wo die Kolosse ihre verwundbaren Stellen haben, wie sie am besten zu fassen und zu vernichten sind. Um dies zu lernen, gibt es für die Männer der Polizei im Osten eine Panzerknackerschule, in der sie in die Geheimnisse des Kampfes Mann gegen Panzer eingeweiht werden.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Heinemann

Die Nebelhandgranate haftet am Vorderrad des anrollenden Panzerspähwagens. In wenigen Sekunden ist er vollkommen eingenebelt und kann unschädlich gemacht werden

Da sind die Panzer besonders verwundbar. Allerdings ist das Anbringen der Hafthohlminen nicht immer so einfach und gefahrlos wie hier. Vor dem Feind erfordert diese Tat Mut und kalte Entschlossenheit

So muß die Sprengladung angebracht werden, um das feindliche Panzergeschütz außer Gefecht zu setzen

Bagel & Schmitt (K. Wolff) Universitätsbuchhandlung HEIDELBERG, Anlage 5

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0048
gefördert durch Baden-Württemberg